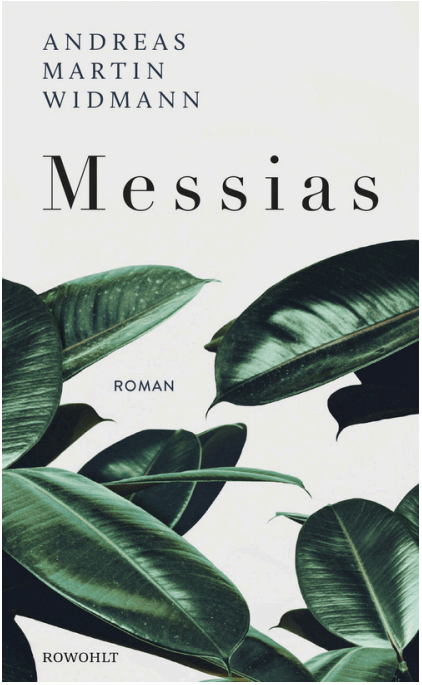
Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-04700-9
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Andreas Martin Widmann

Messias

Roman Rowohlt

1. Auflage September 2018
Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Satz aus der Caslon 540
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 498 04700 9

Inhalt

Motto
Teaser
Die Zukunft sieht man immer von hinten
    Eins
    Zwei
    Drei
    Vier
    Fünf
Renaissance
Blitz
We Shall All Be Healed
Weltende
Quellen
Dank

Marx sagt, die Revolutionen sind die Lokomotive der Weltgeschichte. Aber vielleicht ist dem gänzlich anders. Vielleicht sind die Revolutionen der Griff des in diesem Zuge reisenden Menschengeschlechts nach der Notbremse.

Walter Benjamin

Teaser

Mehr als drei Minuten dauert es, bis ein Punkt zu einem Kopf wird. Jenseits einer breiten Sandbank, an der die Schaumwalzen der Wellen sich halbieren, bevor sie zurück in den Ozean gezogen werden, tanzt ein Fleck auf einer schwankenden Linie. Schaukelnd treibt er auf den Strand zu, wo nur ein einzelner Mann dieser Verwandlung zusieht. Er läuft den Strand entlang und scheint genauso aus dem Nichts zu kommen wie der Kopf im Wasser. Das Meer zu seiner Rechten und zur Linken die stumpfen, von Sandgrasbüscheln bewachsenen Kuppen und Mulden, bewegt er sich auf dem Streifen, den die See hart und glatt hinterlässt. Er trägt ein verwaschenes Trikot mit Palmenaufdruck, seine Sporthosen enden weit über den Knien; sein Brustkorb wölbt sich nach vorne, und er schwitzt.

Ein Schwarm dunkler Vögel stäubt über die Dünen wie ein Haufen verbranntes Papier im Wind. Über dem Strand hängt der Himmel in Fetzen. Er verfärbt sich mit der sinkenden Sonne, und die Gerade des Horizonts bildet die Sehne eines Bogens, in den die Küste sich zurückzieht. An ihrem Ausgang verlängert eine gezackte Felsenkette steil abbrechende Klippen ins Meer hinein und schneidet das Bild ab. Dahinter könnte die Welt zu Ende sein, weiter vorne bewegt sich der Kopf, der eben noch ein Punkt gewesen ist. Er wächst so langsam, dass das bloße Auge es zu Anfang nicht bemerkt, als drücke irgendwo ein Stift immer fester aufs Papier. Nach einer weiteren Minute sind auch Arme da, die rotierend wühlen in den Wellen. Dem Schwimmer kleben die nassen Haare am Kopf, im Voranziehen senkt er Mund und Augen ins Wasser, und nur um Luft zu holen, hebt er kurz das Kinn. Er hat sich uferwärts gewendet und bewegt sich im rechten Winkel auf eine noch unbestimmte Zone zu, in der sich seine Bahn und die des Läufers kreuzen müs-

sen. Auf den letzten fünf oder sechs Metern bis zum Strand taucht er für einige Sekunden unter, kommt plötzlich wieder nach oben und richtet sich auf. In der flachen Brandung reicht ihm das Wasser nur noch bis zu den Knöcheln.

Von Kopf bis Fuß sichtbar, wirkt der Männerkörper viel größer als erwartet. Der Läufer erkennt ihn jetzt, obwohl sein Gesicht entstellt ist, verquollen und pflaumenfarben. Wimpern und Brauen sind weggesengt, das linke Auge ist zugeschwollen. Die Tränensäcke, wie aufgeplatzt, leuchten grotesk violett. Wo die Lippen waren, sind schwarz verkrustete Kraterränder. Der Mund ist aufgesperrt zu einer fischmäuligen Fratze, die Brust von Narben und Wunden übersät. Mit dem Wasser aus seinem Haar rinnt Blut aus diesen Wunden, doch der rote Schleier auf seiner Haut wird blasser und blasser, bis sie wieder unversehrt ist.

[…]

Eins

1 Die Männer im Auto haben ihre Mäntel über den Knien gefaltet. Draußen, auf den wenigen Metern zu Fuß durch die Fassadenschlucht, haben sie gefroren, aber der Innenraum des Wagens wird automatisch temperiert. Es ist ein geräumiger Kleinbus, entwickelt und gebaut eigens für Transporte zwischen Orten, an denen keiner der Passagiere zu Hause ist. In der hinteren Sitzreihe ist eine Lücke geblieben, der Platz zwischen den Deutschen ist leer. Achtlos haben sie ihre Pässe und Telefone daraufgeworfen, jetzt warten sie auf die Abfahrt. «First, I must check ID», erklärt der dunkelhäutige Fahrer. Auf einem Klemmbrett hat er die Namen der Besucher, die er heute befördern wird: Steven Pym, Richard Bowie und Tariq Al-Wadi von Oman Airlines, Paul Helmer und Hans-Gerd Meier von Liebscher & Kaufmann Communications in Frankfurt.

Paul Helmer hat sich als Einziger angeschnallt und fragt sich, ob das ein Fehler ist, der ihn als Feigling entlarven könnte. Er hat zu wenig geschlafen in der letzten Nacht, er hat Sodbrennen, und wahrscheinlich hat er zu viel getrunken beim Mittagessen, denn er wird diese Soldatenphantasie nicht los, die ihm einflüstern will, sie seien Geheimagenten im Einsatz. Ohne Ausnahme tragen sie Anzüge, Uhren und Kommunikationstechnologie im Wert von mehreren tausend Euro pro Person, doch das alles ist nur Tarnung. So vollkommen ist seine Verkleidung, dass er sogar die Visitenkarten der anderen im Portemonnaie trägt. Darauf stehen unter den Namen Abkürzungen aus großen und kleinen Buchstaben, die ihre Funktion bezeichnen und ihren Rang. Pym ist CEO. Er ist ein großer, sportlicher Mann mit eckigem Kinn und stark behaarten Handrücken. Sein Auftreten, so kommt es Paul Helmer vor, ist das eines Offiziers in amerikanischen Kinofilmen, druckvoll und knapp. Dass Pym tatsächlich Amerikaner ist, wird er erst später erfah-

ren. Al-Wadi dagegen spricht kaum und lächelt viel. Er ist ein Mann, dessen Haut überall glänzt. Al-Wadi direkt anzusprechen vermeidet er, nur als Teil der Gruppe richtet er Fragen auch an ihn. Der Einzige, der Deutsch versteht und gelegentlich deutsche Vokabeln in seine Sätze einstreut, ist Richard Bowie, der Jüngste, mit einem Vogelnest aus braun gelocktem Haar auf dem Kopf. Zeitgeist spricht er aus wie *Said-gaist.*

Unter den Kunden von Liebscher & Kaufmann ist Oman Airlines das neue Aushängeschild: eine Fluggesellschaft, deren Maschinen bislang nur im Nahen Osten unterwegs waren, mit täglichen Flügen von der Hauptstadt Maskat nach Kairo, Abu Dhabi, Bahrain und Aleppo. Nun hat ein arabischer Milliardär das Unternehmen gekauft. Er will es zu einem globalen Luftfahrtkonzern ausbauen. Oman Airlines soll unter zahlungskräftigen Geschäftsleuten und Touristen zwischen Europa und der arabischen Welt einen wichtigen Marktanteil erobern. Der neue Besitzer heißt Ahmet Ibn Faisal. Milliardär, Flugzeugnarr, Lebemann. Er ist 37 Jahre alt, und im Portfolio heißt es, er gehöre zur Familie des Sultans. Ein Neffe soundsovielten Grades. Verheiratet, zeige sich aber bei gesellschaftlichen Anlässen gelegentlich mit anderen, ausschließlich jungen, ausschließlich schönen, ausschließlich langhaarigen Frauen. Mehr ist über sein Privatleben nicht bekannt. Den Firmensitz von Oman Airlines hat er nach London verlegt.

Es ist das erste Mal, dass er Faisal treffen soll. Auch deshalb trägt Paul Helmer seinen teuersten Anzug. Sonst ist er bei der Arbeit eher zu zwanglos als zu elegant gekleidet; Anzüge sind wichtigen Besprechungen vorbehalten und Treffen mit Kunden, die Wert darauf legen. Faisal könnte so einer sein, nach allem, was er weiß, und was er weiß, ist nicht viel. Vor drei Wochen ist eine Delegation aus London in Frankfurt zu Gast gewesen. Faisal, der sich angekündigt hatte, war nicht dabei. Sie haben ohne ihn die Räume der

Agentur besichtigt, im vierten bis sechsten Stockwerk eines entkernten Backsteinbaus auf der Hanauer Landstraße. Von der Dachterrasse aus haben sie über den Main geschaut, die Hände in den Anzugtaschen, und für sein Gefühl haben die deutschen Kollegen, die dabei waren, das Wort *Kreativmeile* hier oben im eisigen Februarwind ein paarmal zu oft benutzt. Jeder musste es gleich im ersten Satz mindestens einmal aussprechen, als sei dies die einzige Karte, die sie spielen könnten: dass sie dort sind, wo auch die anderen aus der Branche sind oder in den nächsten Jahren sein werden. Leo Burnett ist gleich auf der anderen Straßenseite. Grayling ist links nebenan, und in einen ehemaligen Verladespeicher am Osthafen sind die jungen und wilden Brandt & Stifter eingezogen, von denen zur Zeit alle reden und deren Gründer angeblich wirklich so heißen. Eine neue Stadt in der Stadt wächst hier, und jede Woche zerlegen die Bagger eine weitere alte Autowerkstatt oder Tankstelle zu Steinen, Staub und verbogenem Stahl, um den Boden zu bereiten für weitere Glashäuser.

Paul Helmer hat seine neuen Kunden gebeten, nach rechts zu schauen, etwa fünfhundert Meter. Dort entstünden die Gebäude für den neuen Sitz der Europäischen Zentralbank. Mit ihr sei man künftig sozusagen *next door neighbours.* Sie haben die Masten der Kräne gesehen, die über die Dächer ragten wie Gräser aus einer Wiese, zwanzig oder dreißig gelbe und rote Stängel, und vielleicht wollen die Kunden ihnen auch deshalb heute das Olympische Dorf zeigen.

Die Kontrolle ist vorbei, aber aus irgendeinem Grund stehen sie nach wie vor mit laufendem Motor in der Parkbucht und warten. Rechts von Paul hat Hans-Gerd Meier Auswechselspielerhaltung eingenommen. Auf die Ellbogen gestützt, lässt er die Finger über sein Telefon rutschen, doch Paul ist sicher, dass sein Kollege im Kopf sehr weit weg ist, wahrscheinlich bei dem Tag, an dem sie den Pitch

gewonnen haben, und dem Tag danach, an dem sich alle verkatert in den Armen lagen. Hans-Gerd Meier wollte den Sieg mit einer Parade feiern. Einen Pritschenlastwagen mit Lautsprechern darauf mieten und zu Wagners *Walkürenritt* bei voller Lautstärke die Hanauer Landstraße auf und ab fahren, vorbei an all den Losern in ihren aufgeblasenen Scheißagenturen. Das Bußgeld wegen Ordnungswidrigkeit war schon einkalkuliert, *wegen der paar tausend Euro gehen wir auch nicht pleite.* Zu diesem Zeitpunkt war die Nachricht noch nicht durch die Branchenverteiler gelaufen. Das kam erst am nächsten Tag. Bis dahin herrschte im Zwischendeck von Liebscher & Kaufmann eine Horde von Kindern, die ein Kaufhaus plündern.

– *Wir fliegen Business Class an den Golf!*

– *Shooting in Dubai!* (Niemand kannte den Unterschied zwischen Dubai und dem Oman, noch nicht.)

– *Business bitches!*

Nach der Mittagspause trugen alle, die noch eins erwischen konnten, die karierten Handtücher aus der Küche im ersten Stock auf dem Kopf, fünf betrunkene Scheichs mit leuchtenden Sneakern an den Füßen.

Der Kleinbus setzt sich in Bewegung. Gerd hebt kurz den Kopf, quittiert Pauls Blick mit einem Nicken und buckelt wieder über seinem Telefon. «Mitläufer», murmelt er. Nur Paul kann das Wort und seine Bedeutung verstehen, und das nicht, weil es so leise und so deutsch ist. Gerd hat ein Spiel erfunden, das *Führerbunker* heißt und dessen Idee darin besteht, sich Menschen, denen sie begegnen, als Nazis vorzustellen. Sie spielen es nach Kundenterminen oder Meetings mit Dienstleistern. Wenn die Treffen vorüber sind, werden Ränge verteilt. Sie erklären Geschäftspartner zu Mitläufern, Obersturmbannführern, Gauleitern oder Rassehygienikern. Für die drei Männer von Oman Airlines hat Gerd eigene Namen, die er verwendet, wenn sie nicht dabei sind. Einzeln bezeichnet er Pym als den Oberindianer, Bo-

wie als den Spinner vom Mars und Al-Wadi als den Dattelpflücker. Alle zusammen nennt er die Heiligen Drei Könige aus dem Morgenland. Die Hemdkragen der Männer strahlen weiß durch den Spalt zwischen Sitz und Nackenstütze. Nichts ahnen sie von der Verachtung in ihrem Rücken.

Der Fahrer ordnet sich in eine Taxikette ein, die auf der Busspur kriecht. Der Verkehr ist hier eine träge Masse ohne Anfang und Ende, die nur vorwärtsgelangt, weil von hinten der nächste Schub nachrückt. Radfahrer jagen durch den Spalt zwischen den Karosserien. Dann erzwingt sich ein Streifenwagen Platz mit dem Geräusch einer Videospielraumschiffkanone, abgefeuert bei vollster Lautstärke. Abgefeuert auf Pauls Schädel. Dass der Chauffeur seine Linke während der ganzen Zeit nicht vom Schaltknüppel löst und nur mit der Rechten steuert, lässt ihn eigenartigerweise an einen Kranführer denken, in seiner Kabine am Mast hängend, in schwindelerregender Höhe über dem Gewusel auf der Erde und dem Verkehr auf den Straßen.

An einer roten Ampel zieht ein Aston Martin mit ihnen gleich. Paul kann nur eine beringte Hand und Goldmanschetten am Lenkrad sehen, kein Gesicht. Als die Ampel auf Grün springt, schnellt der Aston davon wie von einer Feder abgeschossen und schneidet dabei nach rechts. Der Fahrer tritt hart auf die Bremse, und Paul ist eine halbe Sekunde lang froh, sich angeschnallt zu haben.

«Fucking yob. Are you guys okay there in the back?»

Die Stimme des Oberindianers. Die Reaktion ist mehrstimmiges Gemurmel. Paul hat keine Ahnung, wo sie sind. Er hat Richtungsschilder gesehen mit Aufschriften, die ihm nichts sagen, und rote Busse, ein gewaltiges Gebäude mit Stufen davor, vielleicht eine Kirche, Zeitungsverteiler unter weiß-blauen Schirmen an Treppenabgängen, die in den Untergrund führen, und schließlich eine Folge von Eckläden für Zeitungen oder Gemüse, davor Holzgestelle mit milchigen Plastikschalen voller Orangen und Auberginen und Pa-

prika und sonstigen grünen und braunen Knollen; Hühnerbräter, Burgerstuben, Wettbüros und Immobilienmakler, Blumenkörbe, die an Ketten von Straßenlaternen hängen wie die Waagschalen der blinden Gerechtigkeit, und weitere Burgerstuben, Gemüseläden, Hühnerbräter, Immobilienagenturen, mehr Wettbüros und dann das Gleiche noch mal und noch mal und noch mal.

Irgendwann biegen sie in eine Straße ein, die von den Reifen der Lastwagen und Betonmischer mit einer Schicht aus Erde, Schlamm und Dreck überzogen worden ist wie mit einer zweiten Haut. An der Zufahrt werden ihre Pässe und Akkreditierungen noch einmal von vier Männern und Frauen überprüft. Ihre Gesichter sind konzentriert und streng. Jeder Besucher muss seine Taschen leeren, während der Wagen auf Bomben durchsucht wird. Ein Wachmann in schwerer Rüstung fährt den Unterboden mit einem Metalldetektor ab, drei andere sehen ihm mit gefurchter Stirn dabei zu. Schließlich dürfen sie passieren.

Der dumpfe Schredderbass eines Hubschrauberrotors saugt jedes andere Geräusch in sich ein. Pym zeigt zum Himmel, aber Paul kann nicht verstehen, was er dazu sagt, er kann es nur ahnen: «Das ist er!» Oder: «Da kommt er!» Sie trotten zwischen Gerüsten durch. Überall ragen Gitterstreben aus dem Erdreich. Mit Ausnahme der Maschinen und der neongelben Warnwesten, die sie überstreifen mussten, sieht alles grau und braun aus, wie in einem Steinbruch. Es riecht nach frischem Beton und gefrästem Metall, ein Geruch, der sich auf seine Zunge legt.

Die Olympischen Spiele in London seien schon jetzt die finanziell erfolgreichsten, die es je gab, erklärt ihr Führer. Er ist jung und schlaksig, eigentlich ein Junge in einem Anzug, und er spricht mit großer Dringlichkeit. Was er sagt, muss unbedingt aus ihm heraus. Die Vorbereitungen liefen 24/7, vierundzwanzig Stunden am Tag werde hier gearbeitet, damit alles rechtzeitig fertig wird für die größten Spiele

aller Zeiten! Seine Begeisterung tobt in ihm, kaum hält es ihn noch auf dem Boden. Er ist ein Ausrufezeichen mit Gesicht. Das Stadion, *mein Gott*, er wünschte, sie könnten es von oben sehen. Er wünschte, auch sie säßen in diesem Helikopter und flögen miteinander über diesen riesigen Spielplatz für den Sommer. Dann würden sie bemerken, dass das Stadion aussieht wie ein gigantisches Auge. Sie würden nach unten schauen, und von unten erwiderte dieses grüne Auge ihren Blick. Das würde ihm gefallen. Das würde ihm wirklich gefallen und ihnen auch. Sie würden es lieben.

Sie überqueren eine Brücke, die erst als Betongerippe dasteht. Offenbar sind sie unterwegs zu irgendeinem Restaurant, aber Paul ist nicht sicher, was sie dort erwartet, diesen Teil der Ansage hat er verpasst. Ihrem Führer flattert die Krawatte um den Hals, er schreit gegen eine Kreissäge an und winkt die Gruppe näher zu sich. Als sie ein enges, krummes Hufeisen gebildet haben, in dessen Umklammerung er steht, zieht der junge Mann sein iPad hervor und zeigt Bilder, in denen das ganze Olympische Dorf schon fertig ist. So wird es aussehen! Und grün wird alles sein! Ein Kanal fließt unter der Brücke! Wo wir jetzt sind, bewegen sich 60 000 Menschen pro Stunde!

Es ist eine Euphorie, die immer neue Zahlen findet. Für das Velodrom wurden 56 Kilometer Holz geschlagen. Und 350 000 Nägel verbaut. 350 000 Nägel! Er macht eine Pause, als erwarte er Applaus, aber noch hat er seine Gruppe nicht so weit. Aneinandergelegt, ergäbe das eine Strecke so lang wie die von London nach Peking!

Paul kann nicht anders, er nickt. 10 520 Athleten aus 204 Nationen, und keiner von ihnen soll mehr als eine halbe Stunde von der Unterkunft bis zum Start benötigen. Also würden Fahrspuren für sie reserviert, und es gebe das Olympic Route Network, 170 Kilometer insgesamt.

«Die Welt ist ein Dolf. Altes chinesisches Sprichwort», sagt Gerd neben ihm, sodass nur er es hören kann.

«Meeting's off», sagt Pym.

«What?»

Pym hält sein BlackBerry hoch, als zeige er eine Polizeimarke. «Cancelled. A cock-up. Pilot's got no permission to land. Sorry guys.»

Also war der Anzug umsonst, denkt Paul im Weitergehen.

«Tell us about security», befiehlt Pym, als wolle er etwas wettmachen.

«Thank you, Sir, of course.» Der Führer könnte nichts lieber tun. 40 000 Sicherheitskräfte werden im Einsatz sein, Polizei, Militär und private Unternehmen. Nichts bleibe dem Zufall überlassen, es darf nicht die kleinste Lücke in den Abläufen entstehen. In der ganzen Stadt gibt es mehr als 400 000 CCTV-Kameras, die privaten nicht alle mitgerechnet. 7000 in der Innenstadt. Die Kameras senden ihre Bilder und Daten an Zentralen, und dort sitzen Leute, 24/7, und beobachten die Situation. Innerhalb der *congestion charge zone* arbeite man bei der Überwachung mit einer besonderen, neu entwickelten Gesichtserkennungssoftware, die automatisch einen Abgleich mit den biometrischen Profilen von bekannten Kriminellen und Terroristen vornimmt.

In der Zentrale. Paul stellt sie sich vor wie eine Pro-Markt-Filiale in den Neunzigern, als noch alle Fernseher auf einmal liefen, große und kleine, mit Grünstich und Blaustich und manchmal mit leichtem Rotstich, wie ein Hemd, das mit den falschen Sachen gewaschen worden ist.

Bevor etwas passiert, hat es irgendwo jemand gesehen. Sicherheit heißt Prävention. Und umgekehrt, sagt ihr Führer. Doch Paul hört nicht mehr zu. Etwas, das er hasst: schwedische Kindernamen. Lasse, Lotta, Rasmus. Wenn seine Frau von ihren Zwergenturngruppen erzählt, sträubt sich sein ganzer Körper gegen diese Mode. Er sieht sie vor sich: kleine Jungen und Mädchen, die so heißen wie Möbel

von Ikea und über weiche Matten krabbeln, während ihre Mütter um sie herumsitzen und ratschen. Jetzt sieht er eine Frau, die einen Roman von Stieg Larsson liest, und dabei überkommt ihn ein Gefühl, als gerate irgendwo etwas aus dem Gleichgewicht. Ein Tellerstapel, ein Hochseilakrobat, ein Haufen Steine. Die Frau sitzt in einem Container hinter einer Scheibe. Neben ihr steht ein hoher Alu-Henkelbecher, der Griff aus schwarzem Plastik, auch das kann er sehen.

Das Propellerwummern hüllt ihn ein. Es rüttelt an seinen Knochen und bringt seine Eingeweide in Aufruhr. So fest er kann, presst er die Arme vor dem Bauch zusammen. Ein Schwall Säure steigt ihm bis in die Speiseröhre. Der weiße Bürocontainer – wenn er dort eine Toilette finden könnte, zur Not nur einen Abfalleimer, ungesehen. Er entfernt sich einige Meter von der Gruppe. Dann lehnt er sich gegen die Wand aus kaltem Metall und schließt die Augen.

Je weniger du siehst, desto mehr hörst du, denkt er. Der Lärm ist infernalisch. Der Feind ist da, mit Krachen und Donnern. Terroristen, die einen Hubschrauber gekapert haben und bereit sind zur Invasion. Er stellt sich schwarz maskierte Männer vor, die eine Frau wegschleppen: dieselbe Frau, die gerade noch einen Roman gelesen hat. Die Druckwelle einer Explosion hat ihn durch die Luft geschleudert, seine Bauchdecke ist zerrissen. Er stellt sich vor, wie sie ihn entdecken, halb verschüttet unter Trümmerteilen, und wie sie auf ihn losstürmen, um ihn zu zerhacken, und dass er sich vor Angst in die Hose macht. Dass sich im letzten wachen Moment sein Blut mit seinen Exkrementen mischt.

Dann ein Schrei aus vielen Mündern, viele Schreie. Seine Augen sind wieder offen. Ein Ellenbogen trifft ihn in der Leistengegend, und er läuft los. Die Warnwesten sind in Aufruhr. Der Helikopter ist kaum weiter als einen Steinwurf von ihnen entfernt und nur noch eine Hausdachhöhe über dem Boden. Er taumelt in der Luft. Der Schwanz schlägt um sich wie ein Fisch auf dem Trockenen, der Kopf kippt

nach unten und zieht das Heck mit sich hinab. Es ist eher ein Absacken als ein Fallen, und zuletzt ein heftiger Zusammenstoß mit einer Betonplatte.

Mit einem metallenen Knall zerschmettert die Kanzel. In einem Sekundenbruchteil schimmert das splitternde Glas weiß, dann ist es weg. Paul zuckt zurück und wird erfasst von einer rauschhaften Erregung. Ich habe das getan, denkt er, ich habe diesen Hubschrauber vom Himmel geholt durch die bloße Kraft meines Widerwillens. Aber der Vorgang wiederholt sich nicht, damit er ihn noch einmal erleben und genauer hinsehen kann. Eine Glocke aus Staub und Qualm verhüllt das Wrack. Der Staub füllt seine Nase und seinen Mund, er hustet, und der Rauch sticht in seinen Augen. Den Rest seiner Einheit hat er verloren. Zurückgeblieben in der Kampfzone, muss er sich alleine durchschlagen. Alleine, das heißt: ohne die anderen, mit denen er gekommen ist.

Dabei wimmelt es um ihn herum von Menschen. Sicherheitsleute schreien in Funkgeräte und treiben Besucher und Bauarbeiter zusammen, fort von der Absturzstelle und von dem Gelände. «Everyone keep cool an' come this way, quick», brüllt ein Wachmann der Gruppe zu, als deren Teil sich Paul Helmer wiederfindet. Er spürt, wie ihn das vorige Gefühl der Schwerelosigkeit verlässt. Erst langsam weicht das Verlangen nach neuer tödlicher Gefahr einem anderen Gedanken: Es gab eine Katastrophe, und ich habe überlebt. Unverletzt, oder wenigstens ohne sichtbare Blessuren.

Jetzt registriert er ein behutsames Pochen im linken Knie, mit dem er irgendwo angestoßen sein muss. Die Evakuierung könnte das eigentliche Glanzstück dieser Vorführung sein, denkt er. Im Gänsemarsch laufen die Menschen entlang einer breiten, noch unbeschilderten Straße. Keiner schert aus der Reihe, fast alle telefonieren. Paul sieht, dass Gerd schon eine Meldung über Twitter abgesetzt hat:

KAMIKAZEANGRIFF AUF OLYMPIA! L & K WIE IMMER IM AUGE DES STURMS. DEATH OR GLORY, JUST ANOTHER STORY! #FRONTPAGENEWS

Pauls Anruf aber nimmt er nicht an. Seine Stimme auf der Mailbox verlangt, man solle jetzt sprechen oder für immer schweigen. «Mir geht’s auch gut. Wir sehen uns im Hotel», sagt Paul.

2 Im Zwischendeck werden sie als Helden gefeiert. Was vorher nur als Hoffnung und Gerücht die Flure beherrschte, hat sich bewahrheitet: Liebscher & Kaufmann soll nach dem Sommer eine Außenstelle in London aufbauen. Eine neue Aufgabe für das Zwischendeck, das Paul und Gerd gemeinsam führen. Es ist eine Abteilung, die losgelöst von allen anderen agiert. Ihr eigentlicher Zweck besteht darin, neue Kunden zu gewinnen und Preise einzusammeln mit originellen Kampagnen, während andere das Tagesgeschäft erledigen. So zumindest lautete der Plan, als Karl Kaufmann, der Gründer und Inhaber, Hans-Gerd Meier als Creative Director in die neue Mannschaft holte. Ein halbes Stockwerk wurde für sie geräumt. Hinter der Glastür steht seitdem ein orangefarbener Hirsch, größer als ein Schaukelpferd, das Wappentier dieser Etage. Auf dem Flur gibt es pistaziengrüne Polstergarnituren und einen Kaffeeautomaten, der rund um die Uhr in Betrieb ist. Nachts leuchten seine blau hinterlegten Tasten wie eine Gasflamme. Der Letzte, der morgens kommt, und der Letzte, der am Abend geht, ist immer Hans-Gerd Meier. Und Gold-Gerd, wie er seit einigen Jahren genannt wird, hat ihn geholt: Paul Helmer, der im Marketing bei Opel zuletzt zuständig war für ein Auto, über das ein britisches Magazin damals schrieb, es sei bis ins letzte Detail so durchschnittlich wie ein Blechbriefkasten und auch genauso aufregend.

Seine Kollegen wissen nicht viel über das, was vor Pauls Eintritt in die Agentur war. Wenn sie über ihn sprechen, behaupten manche, sie würden aus ihm nicht schlau, und andere nennen ihn unempfindlich. Er steht in Gerds Schatten. Aber dank schlechten Karmas und einer Personalkonstellation, in der Gerd, wie er selbst es nennt, die Arschkarte gezogen hat, wird Paul derjenige sein, der nach London gehen darf. *Weil Faisal es so will*, heißt es.

Natürlich hat Paul, auch ohne ihn kennengelernt zu haben, eine Geschichte über Faisal zu erzählen. Wie er im Olympiapark ankam, in einem Helikopter, dem die Erlaubnis zur Landung nicht erteilt wurde. Worauf er oder sein Pilot sich entschloss, das Verbot oder die Warnung zu ignorieren und eine Landung auf der Baustelle zu erzwingen. Zing! Krawumm! Baaaaaaammm! Feuerwalze! Schwarzer Rauch überall, wie von verbrannten Autoreifen. Und alle suchen Deckung und schreien und rennen, genau wie im Film. Der Pilot schwer verletzt, aber Faisal trägt kaum einen Kratzer davon. Ein wahres Wunder.

Auch dass er selbst noch lebt, ist erstaunlich. Nur will Gerd sich an der zeitversetzten Ausschmückung nicht mehr beteiligen, und das macht ihn zum einzigen Gewährsmann ihres Abenteuers. Der Hubschrauberunfall hat es offenbar nicht in die Nachrichten geschafft. Trotz Dutzender, Hunderter Telefone in der Nähe und der Überwachungskameras finden sich keinerlei Bilder oder Videos im Internet. Nicht eine verschwommene Rauchsäule, keine einzige zehnsekündige Sequenz aus sich überschlagenden Fußspitzen, leerem Himmel und Geschrei.

Über Oman Airlines erreicht ihn eine mehrfach weitergeleitete aseptische Stellungnahme der Olympic Delivery Authority. Faisal kommt darin nicht vor, ein Helikopter ebenso wenig. Eine technische Panne in der Konstruktionszone, die schnell und vollständig behoben worden sei, heißt es. Die prophylaktische Evakuierung des Geländeab-

schnitts verlief vorbildlich und wurde in der nachträglichen Auswertung durch die Feuerwehr und die für Sicherheitsstandards verantwortlichen Autoritäten mit A+ bewertet. Allen Beteiligten wird für ihre Kooperation gedankt.

Monate verstreichen spurlos wie Wind auf dem Wasser. Es gibt einen Sommer in diesem Jahr, mit backofenheißen Tagen, an denen die Luft auf den Straßen sichtbar wird, als lägen die Autos in einem flimmernden Gelee, aber es fehlen das Gewicht und die Feierlichkeit früherer Jahre. Die Sonne scheint pflichtschuldig, und genauso benehmen sich die Menschen.

«Da bist du auch bald», sagt seine Frau. Sie deutet auf den Bildschirm. Eine Düsenjägerstaffel schießt in Dreiecksformation über die Themse und lässt roten Qualm hinter sich.

«Stimmt», sagt er.

«Freust du dich?»

«Darf ich das nicht?»

«Hab ich das gesagt?»

«Nein.»

Inge verlagert ihre Position, sodass sie ihn aus größerem Abstand ansehen kann. «Du solltest dich freuen.»

Das Stadion sieht von oben wirklich aus wie ein Auge, denkt er und sagt: «Na gut. Ich freue mich.»

«Es wird dir guttun, mal rauszukommen.»

«Woraus?»

Anstelle einer Antwort hebt Inge die Hände über den Kopf, bis ihre Geste alles einschließt, was sie beide umgibt. Haus, Stadt, Menschen, die Luft, die sie atmen. Auch die Flasche, aus der er trinkt, bevor er sie auf dem niedrigen Tisch absetzt.

«Du kommst mich natürlich besuchen.»

«Vielleicht sollte ich das nicht tun.»

«Warum? Freust du dich, dass ich hier mal eine Weile nicht im Weg bin?», sagt er. Der Scherz läuft ins Leere.

«Vielleicht wäre es besser für dich?»

Er ist irritiert. Weniger davon, was sie sagt, als darüber, dass sie es sagt. Dann sieht er, dass sie eine Broschüre in der Hand hält, die sie mit zielsicherem Griff hinter dem Sofakissen hervorgezogen hat. Offenbar hat sie das Heft dort deponiert, um es im passenden Moment zur Hand zu haben wie ein Beweisstück.

Auf dem Titelblatt: das Foto eines Menschen im abendlichen Gegenlicht auf einem offenen Feld.

«Was ist das?»

«Eine Anleitung.»

«*Der Weg nach Hause.* Wie man ein Flugticket kauft? Oder eine Landkarte liest? Das weiß ich, seit ich Pfadfinder war.»

«Vielleicht gibt es noch andere Wege?»

Sie überlässt ihm die Broschüre, und er beginnt, darin zu blättern. *Liebe ist der beste Türöffner*, steht da, und: *Wenn Wunder ein neues Leben schenken.*

«Wieder so ein New-Age-Zeug?»

Inge nimmt ihm das Heft weg. «Mach dich nicht lustig. Du hättest sterben können bei dem Unfall. Das hast du selbst gesagt.»

«Was hat das miteinander zu tun?»

Ihr Gespräch nähert sich dem Abgrund offenen Streits. Weder das Feuerwerk noch der weltberühmte Sänger auf der Bühne können ihre Aufmerksamkeit wieder zurücklenken auf die Eröffnungsfeier, die sie noch vor wenigen Minuten, so kommt es ihm vor, in wachsendem Einvernehmen zusammen angeschaut haben.

«Wenn man einen Unfall überlebt hat, ist das, als würde man neu geboren. Es gibt eine Phase des Rückzugs, ein *retreat*. Aber danach ist eine Heimkehr möglich. Ein zweites Leben.»

Paul ist kein religiöser Mensch. Er hat keine Vorstellung vom Jenseits oder von irgendetwas, das über den Körper hinausgeht. Wie nah er dem Tod wirklich gekommen ist, weiß er nicht, aber dass es nicht Millimeter gewesen sind, eine sprichwörtliche Haaresbreite, sondern dass es zwanzig, vielleicht dreißig Meter waren zwischen seinem Körper und der Absturzstelle, hat er Inge schon mehrfach versichert.

«Alle haben diesen Unfall überlebt. Nicht nur ich.»

«Aber du hast gesagt, es war ganz dicht neben dir.»

«Das kam mir so vor. In dem Moment.»

«Ich glaube, du willst es nicht wahrhaben.»

Er steht auf. Zwischen Sofa und Fernseher macht er zehn Kniebeugen mit übertrieben weit gespreizten Armen und schaut dabei auf den Bildschirm, wo ein ganz in Weiß gekleideter Mann eine britische Fahne an einem langen Stab trägt und eine Schar weiß gekleideter Kinder anführt.

«Was machst du?»

«Ich wärme mich auf.» Er reißt die Arme weiter auseinander, klatscht in die Hände und zählt laut: «Und eins und zwei und drei und vier. Und eins und zwei und drei und vier.» Spott über Inges Turnstunden ist das letzte Ressort seiner Wut vor dem Schreien.

«Du siehst albern aus. Außerdem sind Kniebeugen nicht gut. Mach lieber Sit-ups.»

«Ich gehe laufen», sagt er und nimmt, auf einem Bein stehend, den abgewinkelten rechten Fuß in beide Hände.

«Jetzt?»

«Ja.»

«Wenn du meinst.» Ihr Ton ist abschätzig.

Was für eine sinnlose Demonstration, denkt er, als er in der Dämmerung durch die unbelebte Straße läuft. Sie beweist nichts, sie wird weiter nichts bewirken oder verändern. Alles, was er zu bieten hat, sind Gesten. Über eine Garten-

hecke weht eine Moderatorenstimme. Die Leute, die hier wohnen, haben einen riesigen Flachbildfernseher auf die Terrasse gestellt und sitzen davor. Jemand dreht sich um, und Paul winkt. Wieder eine Geste. Aber bald ist er weg. Kein *retreat.* Ein Traum, der wahr wird.

Er ist am Abgang zu den Bahngleisen vorbei und folgt nur seiner Nase, zumindest gefällt er sich in dieser Vorstellung. Tatsächlich aber folgt er einem Kurs, der ihn immer abwechselnd geradeaus, dann nach rechts, wieder geradeaus und dann nach links führt.

Nach der zweiten Linkskehre begegnet ihm der Junge. Er heißt Lennart, aber er trägt ein Fußballtrikot, auf dem *Podolski* steht. Seine Familie wohnt nicht weit von hier, und Paul sieht auf Anhieb, dass auch er ziellos unterwegs ist. Ein Ausgestoßener, so wie er, mit seinen zehn oder elf Jahren. Immer wieder fährt er sich mit der Hand unter der Nase durch. Die Tränen sind getrocknet, aber auf den Backen noch sichtbar.

«Hej, Podolski», sagt Paul und hält an. Lennart schaut glasig zu ihm hoch und antwortet nicht. Seine Sporthosen gehören zu einer anderen Garnitur als das Trikot.

«Was machst du hier? Keine Lust auf Olympia?»

Lennart zuckt mit den Schultern. «Mir egal.»

«Wirklich?»

Lennart verzieht den Mund.

«Hattest du Ärger?»

Trotziges Schweigen.

«Ich hatte auch Ärger», sagt Paul.

«Jörg hat gesagt, ich darf die Kunstrasenschuhe beim Fernsehen anhaben. Aber die Mama will das nicht, weil sie sagt, dass ich die Polster dreckig mache» – er muss noch einmal hochziehen –, «und wir haben ausgemacht, dass ich es probieren darf, ausnahmsweise, und dann bin ich drangekommen, aber nur aus Versehen, und jetzt darf ich nicht

mehr mitschauen, und sie hat gesagt, ich muss draußen warten, im Garten.»

Lennarts Mutter arbeitet in der Personalabteilung einer Frankfurter Bank. Von Inge weiß er, dass *Nebenvater* der korrekte Terminus für die Rolle ist, die Jörg übernimmt, aber er ist froh, dass Lennart einfach den Vornamen benutzt.

Er kann seine Not verstehen. «Du hast Glück», sagt er, «hier draußen ist es jetzt viel besser. Du hast die ganze Siedlung für dich allein.»

Lennart hat die Sache offenbar so noch nicht betrachtet und Paul, bis zu diesem Moment, eigentlich ebenso wenig, aber die neue Sicht gefällt ihm.

«Welche Position spielst du?»

«Meistens Mittelfeld, aber manchmal im Training auch Sturm.»

«Linke oder rechte Seite?»

«Rechte.»

«Hast du Ausdauer?»

«Der Trainer sagt, ich muss noch besser werden.»

«Komm, wir trainieren. Olympia im Fernsehen ist doch was für Warmduscher.»

«Warmduscher», sagt Lennart beeindruckt.

«Wir laufen ein Stück, und ich zeig dir was.»

«Was denn?»

Natürlich, denkt Paul. So muss es sein. Verlockung und Vorsicht. Die Furcht vor dem fremden Mann und die Abwägung, ob es sich lohnt.

«Kennst du noch Beckenbauer?»

«Den kennt doch jeder.»

«Und Gerd Müller? Sepp Maier? Paul Breitner?»

Lennart nickt, nicht ganz überzeugt.

«Und Günter Netzer? Mit der Schlagersängerfrisur?» Er nimmt an, dass Lennart nicht genau weiß, was ein Schlagersänger ist und welchen Haarschnitt jemand trägt, der

Schlager singt, aber, denkt er, das schadet nicht. Kinder wollen doch, dass man sie wie Erwachsene behandelt.

«Die Weltmeister von 74. Die haben hier ganz in der Nähe im Hotel gewohnt. Vor dem Halbfinale. Da waren sie natürlich noch nicht Weltmeister, streng genommen.»

«Wo?»

«Am Sonnenberg. Etwa einen Kilometer von hier, würde ich sagen. Das können wir in zwanzig Minuten packen.»

Lennart hat sich noch nicht entschieden. Sie sind inzwischen bis zur nächsten Straßenecke geschlendert. Hier müsste Paul geradeaus und anschließend wieder nach rechts, wenn er sein Muster nicht aufgeben will.

«Ich wollte sowieso in die Richtung und dann irgendwo umkehren», sagt er. «Kannst gerne mitkommen.»

«Okay.»

Lennart setzt sich in Bewegung, sie laufen nebeneinander, wobei Paul auf die Fahrbahn ausweicht und sein Tempo dem des Jungen anpasst. Das Band, das zwischen ihnen entstanden ist, einmalig und lose, und ohne dass es einer ernsthaften Belastung standhielte, natürlich, aber wirksam durch den Zauber des Neuen, hebt seine Laune so, dass er beim Anblick des Schulpavillons und den von innen in die Fenster geklebten, handgemalten Buchstaben mit dem Daumen darauf zeigt, das Gesicht verzieht und die Zunge herauspresst, als sei ihm irgendetwas Widerliches in den Mund geraten.

Lennart steigt sofort darauf ein. Auch er übergibt sich pantomimisch und setzt noch ein «Kotz-Würg» hinzu. Ein Punkt für Paul. Wenn Inge ihn jetzt sehen könnte.

Am Sonnenberg steigt die Straße an. Die Häuser sind älter und weiter von der Straße zurückgesetzt, sie stehen auf großzügigeren Grundstücken. Paul ist lange nicht hier gewesen, es gab keinen Grund, und seine üblichen Runden verlaufen anders. Jetzt befällt ihn die Ahnung, das Hotel könnte inzwischen abgerissen worden sein, das Grundstück

planiert, eine Brache mit Backsteinsplittern im Boden, bewachsen mit wildem Sommerflieder und Brennnesseln.

«Komm, Endspurt», sagt Paul. «Da vorne ist es.»

Es, das ist ein weißer Würfel mit bunt angemalten Balkonen, einem flachen Vorbau und einem weitläufigen, asphaltierten Parkplatz davor. Zimmer gibt es ab 89 Euro pro Nacht, steht auf einem großen Schild. Frühstück, Internet und Parken inklusive. Ein Konferenzhotel für Fortbildungen und Wochenendseminare. Er nimmt an, dass Nationalspieler seit langem nicht mehr in solchen Absteigen untergebracht werden, keine deutschen zumindest. Auch Lennart scheint diesen Verdacht zu haben. Ist er enttäuscht?

«Damals waren die Mannschaftsquartiere noch nicht so stark bewacht wie heute», sagt Paul. «Man konnte einfach hingehen und schauen.»

«Mhm», macht Lennart. Wahrscheinlich wünscht er sich, er säße vor dem Fernseher. Er geht auf dem Parkplatz herum, wo nur vier Autos stehen, und schaut hoch zu den blauen, roten und gelben Balkonen. Paul sieht ihm zu. Wird Lennart je Weltmeister sein? Unwahrscheinlich. Podolski, dessen Namen er auf dem Trikot trägt und dem er nacheifert? Möglich. Vielleicht in zwei Jahren, aber vielleicht auch nie. Paul hat es sich abgewöhnt, sich ein anderes Leben für sich auszumalen, und stattdessen alternative Leben für andere erfunden, was, wie er weiß, nur eine von unzähligen Möglichkeiten ist, in einem Satz zu beschreiben, womit er sein Geld verdient: Stell dir vor, wie dein Leben aussähe, wenn du diese / n / s _____ (Zutreffendes bitte eintragen) hättest!

Dann löst sich ein Erinnerungsbild: Inge, die in einem kurzen Rock auf seinen Beifahrersitz rutscht, und ein Begehren in den Augen eines anderen, Gleichaltrigen, das zu seinem eigenen wurde. Heute weiß er: Was der in dieser halben Minute sah und sich vorstellte, war genauso wichtig oder wichtiger als seine eigenen Gefühle. Paul hat sich in

eine junge Frau verliebt, weil er sie zuvor Arm in Arm mit einem anderen gesehen hatte. Was davon übrig geblieben ist, steht als Foto auf seinem Schreibtisch. Aber was auch hätte sein können, ist erhalten geblieben als leere und unbelichtete Filmspule: eine Hochzeit im Kreis von Freunden und Bekannten gleichen Alters und der erweiterten Verwandtschaft, bezahlt von den stolzen und gerührten Eltern. Ein Reihenhaus. Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter. Ein Mittelklasse-Kombi, der den gebrauchten VW Polo ersetzt, in den Inge vor der Sporthalle gestiegen war. Das Auto kann er deutlicher sehen als die Kinder. Ein Mercedes 230TE, silbermetallic. Bis heute gibt er ihm, wenn er ein solches Modell auf der Straße sieht, seinen Platz in dem unbelichteten Film.

Er hat den Jungen, denkt Paul, nicht enttäuscht, er hat ihn *ge*täuscht. Er hat ihm den magischen historischen Ort einer athletischen Sternstunde in Aussicht gestellt, und nun stehen sie auf einem Gästeparkplatz mit Senkkuhlen im Asphalt. Er hat die Strahlkraft der Legende überschätzt. Sie überdauert nicht die Generationen. Lennart trägt sein Podolski-Trikot nicht ohne Grund. Seine Kinder werden Trikots mit den Namen von Spielern anziehen, die wahrscheinlich noch gar nicht geboren sind. Wollte er wirklich seinetwegen hierher?

«Komm, wir gehen mal rein», sagt er mit aller Begeisterung, die er noch aufbringen kann.

«Na gut», sagt Lennart. Vielleicht fasst er neuen Mut.

Kurz kann auch Paul sich der Erwartung an das hingeben, was sie sehen werden, sobald sie den von zwei Glastüren eingefassten Eingangsbereich hinter sich haben, diese Schleuse, deren Boden ein einziger rostbrauner Fußabstreifer ist: ein Rezeptionsmodul mit ein paar Aufstellern darauf und einer Silberklingel und an der Wand dahinter eine Uhr, vielleicht sogar eine Weltzeituhr, und eine Gaststättenverordnung in winziger Schrift, die noch nie ein Mensch

gelesen hat, und das gerahmte Foto von Beckenbauer mit strahlenden Zähnen und dunklem Haar, oder eine Stoffserviette mit Unterschriften drauf oder wenigstens eine vergilbte Zeitungsseite.

Die Rezeptionstheke ist da, die Klingel, die Prospekte für den Opel-Zoo und einen Apfelweinexpress und auch die Uhr, aber das Foto nicht. Keine Serviette und kein Zeitungsausschnitt. Dieser Bereich ist nur die Fortsetzung des Parkplatzes mit anderen Mitteln.

Die Frau in der straffen weißen Bluse, die aus dem angrenzenden Raum kommt, hat rötliche Strähnen im Haar. Paul kann leise den Ton eines Fernsehapparats hören. Olympia. Die Frau lächelt ihn an. Sie fragt, was sie für ihn tun könne.

«Wir wollten mal sehen, wo die Weltmeister von 74 übernachtet haben», sagt Paul mit aufgesetzter Siegesgewissheit. «Gibt es vielleicht ein Foto? Von damals?»

«Die Weltmeister waren hier?»

«Ja.»

«Wer?»

«Also, Beckenbauer, und Netzer, und Sepp Maier. Die alle. Und Gerd Müller.»

Ein flüchtiger Seitenblick auf Lennart sucht noch einmal das Einverständnis von unterwegs.

«Wissen Sie das sicher? Wann war denn das gewesen?»

«Natürlich», sagt Paul. «Neunzehnhundertvierundsiebzig.» *War das gewesen*, würde er am liebsten hinzufügen, falsch, wie es ist, aber auf etwas, das so lange zurückliegt, scheint die Vorvergangenheit ihr Anrecht gegenüber der Grammatik zu behaupten, denkt er, und außerdem schafft es Vertrauen, wenn man die gleiche Sprache spricht wie die, von denen man etwas will.

«Also davon hab ich noch nie was gehört.»

«Aber es stimmt», sagt Paul. «Schönen Abend noch.»

«Die sollten das viel besser vermarkten, meinst du nicht?», fragt er, als sie wieder auf dem Parkplatz stehen. Lennart macht ein Gesicht wie auf einem Schulausflug. Er ist nicht freiwillig hier, teilt seine Miene mit. Paul muss den Jungen zurück nach Hause bringen oder wenigstens bis in die sicheren Gefilde seiner unmittelbaren Nachbarschaft, nachdem er sich auf dem Weg zum Hotel, der eher zwei Kilometer betragen hat als einen, vergeblich verausgabt hat. Die Mutter ist vermutlich schon auf der Suche nach ihm. Paul legt keinen Wert darauf, ihr zu begegnen, als der Entführer ihres Sohnes, dessen Loyalität bis dahin von Durst und Seitenstechen vollständig korrumpiert worden sein wird.

«Hast gut durchgehalten», sagt er. «Jetzt geht es erst mal bergab, das spart Kräfte.»

So machen sie sich wieder auf den Weg, Lennart angespornt von der Sehnsucht, zurück aufs Sofa kriechen zu können, bis er in der Merowingerstraße doch noch stehen bleibt.

«Kurze Pause», sagt Paul bereitwillig und lässt die Arme kreisen. Aber Lennart ist nicht einfach außer Atem, nicht nur. Ihn hält die Scham zurück. Paul kann sie plötzlich empfinden, als wäre es seine eigene. Lennart will nicht um Verzeihung bitten, er will noch nicht mal, dass ihm verziehen worden ist, er will derjenige sein, der um Verzeihung gebeten wird. Er hat versucht, das zu ertrotzen, und sich einem neuen Partner angeschlossen, aber jetzt ist er müde, seine Kräfte haben ihn verlassen, und er hat noch nicht gelernt, sich zu verhalten, wie Paul es tun wird, wenn er zurück nach Hause kommt: wortkarg, stoisch, ungebrochen, mit der stillen Würde erlittenen Unrechts, die ihn mit allen verbindet, die für ihre Überzeugungen im Gefängnis schmachten – auch wenn ihm selbst keine härtere Prüfung seiner Standhaftigkeit bevorsteht als eine oder zwei selbstgewählte Nächte im Gästebett.

Vielleicht ist das der Rat, den er Lennart geben kann. Bleib standhaft. Fußballschuhe sind nicht weniger wichtig als ein Sofa. Sie hätte das erkennen müssen. Und dir eine Decke bringen, auf der du sitzen kannst, aber sie wollte recht behalten, und das heißt, sie wollte, dass du unrecht hast.

«Wenn deine Mutter dir nachher immer noch die Hölle heißmacht, dann sag ihr, sie hätte dir eine Decke geben sollen, um sie über das Sofa zu legen», sagt er. «Sag ihr, das wäre das Richtige gewesen.»

«Warum?»

«Weil es stimmt.»

«Okay.»

Er klopft Lennart aufmunternd auf den Rücken. «Aber sag ihr nicht, dass ich dir das gesagt habe. Sag, dass du eine Runde gelaufen bist und es dir dabei überlegt hast.»

In diesem Moment hält er seinen Vorschlag für einen großartigen Einfall. Wenig später, als er die Tür seines eigenen Hauses aufschließt, ist er sich schon nicht mehr so sicher. Er hat versucht, eine fremde Schlacht anstelle seiner eigenen zu gewinnen. Und jetzt muss er der eigenen ins Auge sehen, ohne zu wissen, wie die andere ausgegangen ist.

3 Am Abend vor seiner Abreise putzt er, wie jede Woche, seine Schuhe und stellt sie neben die Tür, während Inge im Bad ist. Der Abschied verläuft ohne den emotionalen Zusammenbruch, vor dem er sich gefürchtet hat; auch die letzte Nacht bringt sie nicht um den Schlaf. Aus Gewohnheit und Unsicherheit darüber, wie mit der Situation umzugehen ist, geben sie einem schwachen Drang nach Innigkeit nach, doch diese halbe Stunde ist eher demütigend als befreiend für sie beide. Zumindest empfindet er es so; es auszusprechen ist ihm unvorstellbar.

Die Maschine nach Heathrow am Montagvormittag ist voller Geschäftsreisender. Silbergraue Sakkos werden, in voller Länge oder einmal per Handkantenschlag gefaltet, über den Köpfen verstaut. Während der Sicherheitsvorführungen tippen alle um ihn herum mit betontem Ärger über die Zeitvergeudung auf ihren Telefonen oder blättern in irgendwelchen Unterlagen.

«Auch Vielflieger, nehm ich an?», sagt sein Sitznachbar. Dass Vielflieger inzwischen wirklich selbst das Wort benutzen, hätte Paul nicht erwartet. Dieser ist unterwegs zu einer Messe für Sicherheitselektronik.

«Schwäbischer Dialekt?», fragt Paul. Das Bordmagazin, halb offen zwischen den Knien, rutscht nach unten.

«Ganz richtig. Stuttgart. Hahahaha. Alles außer Hochdeutsch. Hahahaha.»

Ihre Unterhaltung schläft nach wenigen Sätzen ein.

Von seinem Fensterplatz sieht Paul zu, wie die Stadt, die er verlässt, zu ihrer eigenen Karte wird, deren Maßstab sich immer weiter verkleinert, bis schon nach wenigen Minuten nichts mehr zurückbleibt als schlechtes Wetter von oben. In dieser Höhe scheint die Sonne, und der Schatten des Flugzeugs zieht unter ihm her wie ein Fisch. Über dem Meer löst die Wolkendecke sich auf. Das Blau des Morgens wirkt wie ein Versprechen. Ist das sein zweites Leben? Als Sechzehnjähriger hat er eine Pfadfinderfahrt nach England unternommen und drei oder vier Nächte in London verbracht. Diese Reise hat er beinahe vollständig vergessen – nicht vergessen, dass er sie unternommen hat, sondern vergessen, wie es gewesen ist. Wachgerüttelt aus dem Tiefschlaf mitten in der Nacht, könnte er immer noch beschwören, schon einmal in London gewesen zu sein – so wie er in Rom war, in Paris und Brüssel und New York –, doch wenig mehr als die bloße Tatsache, dass diese Reisen stattgefunden haben. Außer Städtenamen ist fast nichts geblieben. So, denkt er, verhält es sich eigentlich mit allem, was er getan oder

erlebt hat. Er registriert, was vor sich geht, aber die Eindrücke und Empfindungen kann er nicht festhalten. Was hat ihn dazu gebracht, so zu werden? Gerade jetzt hat er das Gefühl, er spiele in der Fortsetzung von etwas mit, dessen ersten Teil er nicht kennt.

Sein Nachbar hat die Augen geschlossen, den Kopf in den Nacken gelegt. Paul kann seine Nasenlöcher sehen, zwei Nullen, die einen Spielstand anzeigen. Als Folge davon setzt sich das Gespräch in seinem Kopf fort – ein Monolog darüber, was ihn hierhergebracht hat und wohin er in achttausend Metern Höhe unterwegs ist. Dabei kommt es ihm vor, als spreche er eine Sprache, die ihm einmal geläufig war und die er seit langem schon die meiste Zeit über nahezu vollständig vergessen hatte, sodass sie nur noch in der kurzen Spanne zwischen Schlafen und Aufwachen zu ihm zurückkehrt.

Dieser Mann hier neben Ihnen, hört er sich sagen und meint sich selbst, ist unterwegs in ein zweites Leben. Seine Frau glaubt, er müsse in ein *retreat*. Unsinn? Natürlich. Aber sie ist nicht blöd. Sie verfolgt ein eigenes Interesse. Außer dieser Frau lässt er ein erwachsenes Kind zurück und einen Kollegen und Partner, für dessen Einfallsreichtum er echte Anerkennung entwickelt hat, obschon er sich ihm als Freund nicht ebenbürtig fühlt. Trotz des Vertrauens, das über die Jahre zwischen ihnen entstanden ist, wie es unausweichlich geschieht zwischen Kollegen, die so viel Zeit miteinander verbringen und unterschiedlich genug sind, sich nicht vom anderen bedroht zu fühlen in ihrer Einzigartigkeit, und trotz der Freimütigkeit, mit der Gerd über seine Beziehungen mit Frauen spricht, die selten länger als wenige Monate halten, hat er nie restlos offenbart, was seinerzeit wirklich vor sich gegangen ist, nachdem Paul bei Opel die Kampagne abgesegnet hatte, die kurz darauf zum Bumerang geworden war. Gerd hat irgendetwas getan für ihn, worüber er nicht spricht. Etwas Gutes, was kei-

ner ihm zutrauen würde, womöglich. Durch sein Schweigen und Pauls verblassende Erinnerungen an einen Blickwechsel zwischen Gerd und Karl Kaufmann hat diese Tat ein Eigenleben bekommen, wie ein Ungeheuer im Urwald, das immer größer wird und sich ernährt von Unwissen und Furcht.

Von den Leuten aus der Anfangszeit ist außer Gerd und Renate kaum noch jemand da. Die Assistentin der Geschäftsführung, von Gerd Moneypenny genannt, hat gerade wieder gewechselt. Inzwischen sind sie bei Moneypenny Nummer vier. Karl Kaufmann, der Gründer, hat sich ausbezahlen lassen und seinen Platz an der Spitze geräumt. Im Vorstellungsgespräch hatte er ihm gegenübergesessen, die Hände hinterm Kopf gefaltet, aber gutmütig grinsend, und das Treffen als reines Ritual bezeichnet. «Spielst du Golf?», fragte er.

«Nein», antwortete Paul, «ich hatte leider noch keine Gelegenheit.»

Karl Kaufmann lachte und sagte: «Und ich auch nicht. Aber daran sieht man, dass wir wirklich arbeiten. Andernfalls hätten wir uns auf dem Golfplatz treffen können.»

Die Wände seines Büros waren dekoriert mit gerahmten Fotografien, die ihn selbst zeigten, immer zusammen mit Vorstandsmenschen von Unternehmen, die er als Kunden in die Agentur gebracht hatte. Zigarren rauchend in karierten Sakkos und, einige Jahre später, angegraut in Dunkelblau mit Goldmanschetten, auf einem Treppchen stehend oder in geselligen Tafelrunden.

«Willkommen an Bord. Heute ist der erste Tag vom Rest deines Lebens, sieh es mal so», sagte Karl Kaufmann zu ihm. «Hier erkennst du die wahre Bedeutung deiner Profession und deines Talents: Dingen und Menschen einen Sinn zu geben.»

Dass Karl und Gerd sich gut verstanden, leuchtete ihm auf Anhieb ein. Sie finden sich gegenseitig großartig, dach-

te er im Hinausgehen, und jeder feiert die eigene Kreativität. Sie schlossen Wetten aufeinander ab, wie er in den nächsten Monaten erfuhr. Karl liebte es zu wetten, und wenn er in einen Pitch ging, wettete er grundsätzlich auf sich selbst.

Fünf Jahre später ist von Karl Kaufmann nicht mehr geblieben als sein Name, den die Agentur um einer Vertragsklausel und einiger alter Kontakte willen noch mit sich schleppt wie eine Schlange ihre abgelegte Haut. Auf Kaufmann folgte Renate Liebscher und begann mit der Neustrukturierung der Agentur. Ein erstklassiger Kaffeeautomat zur Motivationssteigerung und Verbesserung der Mitarbeiterzufriedenheit. Mehr Tagesgeschäft, stärkere Auslastung, *Nutzung von Kapazitäten* und: New Business. Akquise. Akquise, Akquise, Akquise. Fressen oder gefressen werden, sagt sie. Auch bei Liebscher & Kaufmann spürt man, dass die Nahrungskette immer länger wird, und Renate will Boden zurückgewinnen, den sie in den letzten Jahren an Zwischenagenturen verloren haben.

Fressen oder gefressen werden … Die Ernsthaftigkeit, mit der Renate dem Prinzip ins Auge sieht, verschafft ihr Respekt, aber wenig Zuneigung. Auch Paul fällt es schwer, sie als die Herrin zu akzeptieren, die sie unbestritten ist: Herrin über eine zwei- oder dreistellige Zahl von Angestellten (niemand kennt die genaue Ziffer, Fluktuation ist Teil des Geschäfts) und einen Schäferhund mit Namen Benni, den sie aus dem Tierheim gerettet hat. Sie trägt Jeans. Sie ist mit jedem per du und verlangt keine Unterwürfigkeit. Wenn jemand, statt an ihren Lippen zu hängen, E-Mails lesen will, solange sie im Raum ist, kann er das tun. Der Hund, der zweite seit ihrer Übernahme, ist, wie Paul inzwischen weiß, ihr wahres Herrschaftsinstrument. Ihm muss Tribut gezollt werden. Alle lieben den Hund, alle müssen ihn lieben. Beim Tod des ersten herrschte in der Agentur eine Woche lang Staatstrauer. Niemand schickte Witze oder Links

zu Pannenvideos über den Verteiler. Auf den Fluren war es stiller als in einem Krankenhaus, und an der Kaffeemaschine grimassierten die Kollegen, als hätten sie Kopfschmerzen.

«Dass all das von ganz allein geschah, ist der vollendete Herrschaftsbeweis», sagt Gerd. «Renate gehört nicht zu den Despoten, die ihr Herz an Tiere hängen und die Menschen verachten, über die sie Macht ausüben. Andernfalls müssten wir Mitleid haben. Friedrich der Große wollte zwischen seinen Hunden begraben werden. Nicht aus Liebe zu den Hunden, sondern aus Bosheit gegen seine Frau. Denk mal drüber nach.»

K. K. hat noch einen Schlüssel und geistert ab und zu durch die Flure. Denen, die schon länger dabei sind und die einmal seine Angestellten waren, erzählt er, er habe seinen Bentley wieder verkauft, weil man darin nicht ordentlich vögeln könne. Die jungen Kollegen kennt er nicht, und, was schlimmer ist, sie kennen und erkennen ihn nicht. Paul sieht den Tag kommen, an dem einer den Sicherheitsdienst verständigt wegen des alten betrunkenen Kerls, der ins Haus eingedrungen ist und vor die Tür gesetzt werden soll.

Dass Paul hier sitzt, weil Faisal es so wünscht, ist eine Möglichkeit, die Dinge zu sehen. Eine andere wäre, es als einen Erfolg zu betrachten, den er seiner Anpassungsfähigkeit verdankt. Als er achtundzwanzig wurde, hatten ihm schon vier Menschen unabhängig voneinander mitgeteilt, dass er nicht zum Anführer geboren sei, sondern jemand, dessen Talent darin bestehe, anderen zu folgen, sie von hinten zu decken und auf diese Weise voranzukommen. Nicht immer ausdrücklich, aber sinngemäß, und er hat immer verstanden. Der Erste war sein Fußballtrainer, nachdem ihre Mannschaft gegen eine andere C-Jugend-Mannschaft verloren hatte, in einer Ansprache in der Kabine. *Michael, du sagst an, wo's langgeht, und Paul, du hängst dich an seine Fersen.* Der Zweite war ein Stammesführer im

Pfadfindersommerlager. Der Dritte ein Feldwebel während seiner achtzehn Monate bei der Bundeswehr. Der Vierte ein Kollege im gleichen Alter.

Was ihn mit zehn, mit sechzehn, mit neunzehn und mit achtundzwanzig noch gekränkt hatte, erhält ihn mit zweiundfünfzig. Sein Team akzeptiert ihn als den Kopf neben Gerd, weil er die Stelle hat, die sie wollten. Das zu wissen hilft ihm, Abstand zu wahren, seine Erwartungen auf einer mittleren Höhe zu halten und seine Anforderungen so hoch, wie ihr Selbstbild es verlangt.

Im Sinkflug gleiten sie über rechteckige und quadratische Häuserblocks, über einzelne schmutzgrüne Flecken und ein unregelmäßiges Gitter aus Straßen, die die ganze graubraune Stadt in Kästchen zerschneiden wie Messerfurchen auf einem alten Küchenbrett. Je tiefer sie sinken, desto heller und farbiger wird alles. Zum Abschied nickt sein Nebenmann ihm nach der Landung zu, ahnungslos, dass er im Schlaf zum Abnehmer eines langen Geständnisses geworden ist, das er fortan mit sich herumträgt.

In der Ankunftshalle warten hinter einer Abschrankung zwanzig oder dreißig Männer in Anzügen und eine Handvoll Frauen in weißer Bluse und Kostüm. Fast alle halten Namensschilder vor sich, halbhoch und gelangweilt. Auf einem sieht er den Namen

HELMER

aufgemalt mit Filzstift in Großbuchstaben. Der Mann mit dem Schild ist schwarz. Sie geben sich die Hand, und der Mann stellt sich als Mike vor. Er hat ein dröhnendes Lachen. Paul bestätigt, er habe einen guten Flug gehabt, trotz der Verspätung.

«Good.»

Gebieterisch streckt Mike seinen Arm nach dem Ausziehgriff, lässt den Koffer mit Schwung neben sich kreiseln und setzt sich in Bewegung. «This way, please.»

Paul folgt dem Fremden durch die Halle bis zu einer Glasschiebetür und jenseits davon über einen Zebrastreifen ins Parkhaus. Während er den Koffer in den Laderaum des dunkelblauen Audi wuchtet, sagt Mike, dass er Mr. Helmer zunächst zum Hotel fahren will. Dort trifft er Mr. Mo Ling, anschließend bringt er sie beide zum Lunch mit den Leuten von Elizabeth Arden. Kein offizieller Dresscode, einfach, mit Augenzwinkern und Blick auf Pauls Jeans, smart casual. Paul weiß nichts von einer solchen Verabredung, aber die Überraschung ist zu groß, als dass er gleich Worte findet. Noch nachdem die Kofferraumklappe sich brummend neben ihm ins Schloss gesenkt hat, steht er reglos da.

«Alright?»

Eine deutliche Frage; und die Antwort ist eindeutig: Nein, es nicht in Ordnung, hier muss ein Missverständnis vorliegen. Er ist nicht der, für den er gehalten wird. Ja, sein Name ist Helmer. Nein, er ist nicht für einen Termin mit Elizabeth Arden gekommen.

Er zuckt die Schultern und bemüht sich um ein Lachen, aber die Ablehnung in dem auf ihn gerichteten Augenpaar erwischt ihn kalt. Sie macht ihn hilflos, obwohl er sicher ist, dass der Fehler nicht bei ihm liegt. Er zieht seinen Personalausweis aus der Hosentasche, in die er ihn nach der Kontrolle geschoben hat, und bietet ihn an wie eine Obdachlosenzeitung in der ausgestreckten Hand.

«Hurry, please, c’mon, c’mon!»

Mike knallt den Koffer auf den Beton, vor die Spitzen seiner polierten Schuhe, und flucht. Sein Lachen ist ihm vergangen. Er verriegelt das Auto mit einem Fingerdruck und entfernt sich im Laufschritt. Paul folgt ihm auch dieses Mal, aber langsamer und mit zunehmendem Abstand zurück ins Terminal, wo niemand ihn erwartet.

4 Seine Wohnung liegt im dritten Stock eines Hauses am Pembridge Square, zwei weiße Häuserblocks entfernt von Kensington Gardens. Für 720 Pfund in der Woche plus Nebenkosten hat er sie möbliert gemietet, auf Rechnung von Liebscher & Kaufmann Communications. Eine Wohnung, so hat seine Kalkulation ergeben, ist günstiger als ein Hotelzimmer, bietet mehr Komfort, und hier kann er auch arbeiten. Das Haus ist das einzige in der Straße, an dessen Fassade die Farbe abblättert. Wie ein fauler Zahn steht es in der sonst strahlenden Reihe. Im Erdgeschoss verschwindet die Fassade hinter einem Bretterverschlag mit dem Namen einer Baufirma, die Wohnungen darüber sind vermietet an Menschen, die er nie sieht. Ein grellgelber Aufkleber an der Haustür warnt Einbrecher vor einer Alarmanlage. Auf der Rückseite befinden sich Gärten, die ihm unverhältnismäßig lang und schmal erscheinen. Die Grünstreifen sind links und rechts von mannshohen Mauern eingefasst und werden an ihrem Ende von einem durchlaufenden Holzzaun begrenzt, hinter dem sie sich fortsetzen bis zur weißen Rückseite anderer Häuser.

Die Wohnung besteht aus zwei Zimmern und einer Abstellkammer. Im Schlafzimmer gibt es ein Bett, einen Kleiderschrank mit Schiebetür, der bis zur Decke reicht, einen Stuhl und einen Nachttisch ohne Lampe. Im Wohnzimmer stehen ein Sofa und ein von staubigen Fingerabdrücken übersäter Flachbildfernseher der ersten Generation. In diesem Raum gibt es auch einen Kamin, durch den die Wand von einem Vorsprung geteilt wird. Bei Pauls Ankunft liegen auf den Steinkacheln, mit denen die Öffnung ausgekleidet ist, schwarzgraue Aschebrocken.

«No», sagt die Frau von der Immobilienagentur, die ihm die Schlüssel übergeben hat, «this has probably come down through the chimney, hasn’t it? The fireplace is not to be

used. I also need to remind you not to smoke on the premises.»

Das Bett ist das weichste, in dem er je geschlafen hat. Quadratisch und ohne Fußteil und Haupt, gleicht es den Weichbodenmatten, die seine Frau in ihren Turnstunden benutzt: zwei davon übereinandergestapelt – obwohl die untere, wie er beim Wechseln des Spannbezugs festgestellt hat, eigentlich ein stoffummantelter Holzkasten ist. Der Stoff, mit bleichen Rosen gemustert, ist auf die Bretter getackert, und wo die Klammern sich gelöst haben, halten ihn Reißzwecken. Das ist sein Bett.

Nach der Pfadfinderfahrt kamen einzelne kurze Geschäftsreisen, doch er hat bei diesen Besuchen keinen Sinn für die Stadt entwickelt, keine Vertrautheit mit Wegen, Orten oder dem vielfarbigen Streckennetz der U-Bahn und auch keinen Begriff von ihrer Ausdehnung. Namen von Gebäuden und Wahrzeichen, die er kennt, fügen sich zu keinem Zusammenhang. Er weiß, dass London nicht am Meer liegt, und er kennt den Namen des Flusses, aber nicht viel mehr, sodass er zwar versteht, dass der Stadtteil, in den er sich begeben hat, in der Nähe ist von Notting Hill, doch nicht, wie er sich zu den übrigen Vierteln verhält.

In den ersten Tagen erstaunt ihn die Pracht, die ihn umgibt. Sobald er auf die Straße tritt, fühlt er sich verkleinert zwischen den herrschaftlichen Fassaden, unter den hohen Platanen in den privaten Parks, an denen er vorbeikommt. Auch am Pembridge Square haben die Anwohner Zutritt zu einem großen Garten, sagt die abgegriffene Broschüre, die er in einer Küchenschublade findet, einen Garten mit einem sauber geführten Kiesweg, alten Bäumen und Eichenholzbänken, den er von seiner Küche aus sehen kann. Hinein gelangt man durch zwei schmale Tore im Zaun, die von außen nur mit einem Schlüssel zu öffnen sind. Den er aber nicht hat.

Morgens fährt er an drei Tagen der Woche mit der U-Bahn zur neuen Hauptniederlassung von Oman Airlines an einer Durchgangsstraße im Finanzdistrikt. Er sitzt dort in einem schmalen Zimmer, das ihm zur Verfügung steht, bis seine Agentur eigene Räume in London angemietet hat. Ein Schreibtisch mit einem tragbaren Rechner aus Frankfurt und ein Stuhl stehen darin, sonst gibt es keine Möbel. In einem Ablagefach, um das er eigens bitten musste, stapeln sich Kataloge und lose Papiere. Zusätzliche Ordner mit Unterlagen hat er auf dem Boden abgestellt. Der Teppich ist blau; er erkennt die Abdrücke von Schreibtischfüßen und Schubladenschränken und Kaffeeflecken in verschiedenen Formen und Größen, Kaffee mit Milch und ohne.

Die übrigen Räume sind hell und die Flure breit und offen, er sieht Vorzeigeobjekte aus den Katalogen der Büroausstatter: holzvertäfelte Schiebeschranktüren, freischwebende Tischplatten, ergonomisch geformte Polstersessel mit kupierter Rückenlehne. Es gibt eine Open-Plan-Office-Etage, aber auch die ist keine Legebatterie wie im Gebäude gegenüber, wo sich Menschen, soweit er sie von seinem kleinen Fenster aus sehen kann, durch flache Monitore voreinander geschützt, frontal gegenübersitzen. Was sie den ganzen Tag über tun und für wen, weiß er nicht. Auch bei Oman Airlines könnte er es nicht sagen, doch hat hier fast jeder einen eigenen Schreibtisch in einer parzellierten Kabine. Einige davon sind mit persönlichen Gegenständen bestückt, mit Kalendern, Geburtstagskarten und den unvermeidlichen Familienfotos. Ihr Anblick versetzt ihn zurück in ein vergangenes Jahrhundert. In eine Zeit, in der die Wörter *Arbeit* und *Leben* noch nicht dieselbe Bedeutung hatten.

Wie lange sein Aufenthalt hier dauern wird, ist vorläufig offen und hängt von den Bedürfnissen des Kunden ab. Vormittags telefoniert er mit Kopfjägern und Maklern. Er lässt sich Portfolios, Arbeitsproben und Immobilienangebote schicken. Wenn er im Büro ist, besteht seine wichtigste

Aufgabe darin, Fragen aus Frankfurt zu beantworten. Er soll einen reibungslosen Kontakt zwischen Oman Airlines und Liebscher & Kaufmann ermöglichen, als Botschafter im Stammhaus des Unternehmens. Anfangs schickt er jede Woche drei oder vier Nachrichten an seine Abteilung in Frankfurt, in denen er mitteilt, was er über Oman Airlines in Erfahrung gebracht hat. *Memos aus dem Zwischendeck* nennt er diese Botschaften. Es geschieht nicht selten, dass Informationen sich widersprechen und er etwas, das er schon auf eine Weise dargestellt hat, widerrufen muss. Er erfährt, dass die Lizenzen für Flüge nach London noch immer nicht erteilt worden sind. Neue Timeline: Q2/2013. Aufgabe der Agentur ist es jetzt, eine Imagekampagne für Oman Airlines zu entwickeln, die speziell auf den deutschen Markt zugeschnitten ist. Sie soll der erste Baustein sein für einen neuen Markenauftritt und ihre Ausarbeitung die erste Stufe des Vertrags. Danach wird neu evaluiert, eine wirkungsvolle Form der Kundenschikane, im Zwischendeck auch bekannt als DAD-Strategie, kurz für «Druck auf den Dienstleister». Gegen seine Überzeugung muss er sie verteidigen, um die jüngeren Kollegen in Frankfurt bei Laune zu halten.

Die Heiligen Drei Könige regieren auf einem anderen Stockwerk, und Paul begegnet ihnen nur selten. Kommt einer mit einem Vorschlag zu ihm, gibt er ihn weiter; will er selbst etwas wissen, sind alle freundlich und hilfsbereit. Dennoch wahren sie Distanz. Auch sonst scheint niemand für ihn zuständig zu sein. Er bleibt ein Fremdkörper, das Sandkorn in der Muschel. Einmal geht er mit einigen der jüngeren Accountants aus derselben Etage zum Essen, doch an ihren Gesprächen kann er sich nicht beteiligen. Ihre Gesichter sind jugendlich und milchweiß, und beim Anblick ihrer Anzüge muss er an Schuluniformen denken. Offenbar sprechen sie über die Hochzeit eines Kollegen, zu der Paul natürlich nicht eingeladen ist.

«No way.»

«Yeah. They're flying everyone out to Spain. Fucking hilarious, man.»

«Her Dad's loaded.»

«Is Ben bringing Phoebe this time?»

«No. He said he wants to have his fun and she'd be a bloody millstone.»

«That's so like him!»

«See you later», sagt Paul und entfernt sich.

«Yeah, see you», antwortet einer, als er schon ein paar Schritte gegangen ist. Seitdem unternimmt er keine weiteren Versuche mehr, sich unter sie zu mischen.

Außerdem ist da die Sache mit den Flugzeugen. Das Unternehmen, heißt es, verfüge über 22 Maschinen. Aber welchen Typs, für wie viele Passagiere sind sie ausgelegt, und in welcher Höhe können sie fliegen? Er wüsste es nicht. Sicher ist er nur, was Faisals privaten Learjet betrifft. Er trägt das Logo von Oman Airlines am Schwanz und ist sonst in den Landesfarben rot, weiß und grün angestrichen; der lange Balken des liegenden roten Ts zieht sich als Banderole entlang des Rumpfs. Ohnehin kann niemand genau sagen, wem die 22 Flugzeuge gehören. Auf seine Nachfrage hin schreibt Bowie, dass für die Europarouten neben dem Codesharing-Abkommen mit Sultanways eine Finanzierungsvereinbarung mit koreanischen Investoren für drei eigene Boeing 737-81 abgeschlossen worden sei, mit *capital lease* für fünfzehn Jahre. Für die übrigen Flüge habe man *wet lease*-Verträge. Kompliziert werden die Zusammenhänge, soweit Paul sie begreift, zudem dadurch, dass in die Expansion auf den europäischen Markt eine Übernahme involviert ist, mit der eine kleine Flotte von Maschinen erworben werden soll. Doch der letzte Stand der Dinge besagt, dass eine Handvoll davon weiterverkauft oder ausgeliehen werden, da sie für die geplanten Routen nicht geeignet und also gegenwärtig nutzlos sind. Merkwürdigerwei-

se sind das die einzigen Flugzeuge, die er gesehen hat – auf Fotos, aufgenommen aus leicht erhöhter Position, wahrscheinlich von einer Besucherplattform oder einem Hangardach aus, gegen die Sonne, sodass die fünf oder sechs schlanken Metallkörper auf dem Teer ihm vorkommen wie Zigarrenhüllen aus Aluminium. Der vorderste wirft mit dem Heckruder den Schatten einer Meerjungfrau.

Und was weiß er eigentlich über Flugzeuge? Fast nichts, wie sich herausstellt. Er liest auf Wikipedia über Schubumkehr und Auftrieb und führt, um das Prinzip zu verstehen, nach Anleitung ein Experiment durch, bei dem er ein Blatt Papier vor den Mund hält und darunterpustet. Es hebt sich, wenn auch nicht so hoch wie erhofft. Er versucht, aus der Erinnerung einen Papierflieger zu falten, doch die Erinnerung lässt ihn im Stich. Nach dem Längsfalz und dem Einschlagen der oberen Ecken hält er inne. Muss die Dreiecksspitze nach innen gefaltet werden? Und was dann?

Er nimmt ein neues Blatt und faltet einen Düsenjäger. Diesmal gelingt es ohne Nachdenken. Längsfalz, Ecken einschlagen, noch einmal nach innen einschlagen, zusammenlegen, eine Drehung um neunzig Grad, dann den ersten Flügel nach unten abklappen. Ein Fingerbreit bleibt darunter stehen. Auf die andere Seite wenden und den zweiten Flügel abklappen. Zuletzt stellt er mit zwei scharfen Knicken die Enden der Tragflächen einen halben Zentimeter auf und schrägt das Heck ab, indem er es in sich selbst versenkt.

Der Düsenjäger fliegt über die Schreibtischplatte und flöge noch weiter, wenn das Fenster ihn nicht aufhielte. Paul hebt ihn nach der Bruchlandung wieder auf und schreibt mit Filzstift OMAN AIRLINES auf den Rumpf.

Ein Anfang ist gemacht.

[…]